



ARCHIWUM  
LEGIONÓW  
i N. K. N.

Nr 599

März 1917

Nr. 11-13

# Die Sage Wiener Wochenschrift

Herausgeber: E. B. Zenker.

## Zweites Märzheft.

Das erste Aprilheft erscheint am 7. k. M.

Josef Popper-Lynkeus: Zeppelin. — E. K. Stein: Politische Konzentration in Ungarn. — E. B. Zenker: Die irische und die böhmische Frage. — Karl Wilhelm Fritsch: Der Niedergang unserer Literatur. (III., Schluß.) — Oskar Maurus Fontana: Theaterabende (Gastspiel Helene Chimig; Molnars „Fasching“). — — d: „Siegfried“ in der Volksoper. — Louis Moninger: Auferstehung. — Bücherschau. — 2c. 2c.



und

# die Phonola

**Professor Alfred Grünfeld** urteilt über die Hupfeld-Phonola und die Künstlernote rollen:

„Ihre neueste Erfindung, das Klavierspiel eines Künstlers festzuhalten und auf Notenrollen zu übertragen, bildet eine derartige Vollkommenheit, daß Ihre Phonola als Interpretin erster Künstler gilt. Das ist ein zweiter d'Albert, ein zweiter Busoni, mein zweites Ich. Wer Phonola mit meinen Rollen hört, hört mich selbst.“

---

**Vorspiel und alle Auskünfte unverbindlich.**

---

## **LUDWIG HUPFELD**

**Aktiengesellschaft**

**Wien, VI., Mariahilferstr. 3.**

**Bösendorfer, Ehrbar, Gotrian-Steinweg, Förster**  
und andere erstklassige **Pianos** und **Flügel.**

# Die Wage

Erscheint jeden Samstag

Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizugeben.

Nachdruck ist ohne Bewilligung der Redaktion nicht gestattet.

Alle Zuschriften sind zu adressieren: An die Redaktion «Die Wage», Wien, III/4.

Abonnementpreis:

Ganzjährig . . . K 12.— (Mk. 12.—)

Vierteljährig . . . „ 4.— („ 4.—)

Intertionspreis:

Die zweimal gespaltene Millimeterzelle  
15 Heller (15 Pfennig).

Nr. 11/13

24. März 1917

XX. Jahrgang

Inhalt des vorliegenden Heftes:

Josef Popper-Lynkeus: Zeppelin. — E. R. Stein: Politische Konzentration in Ungarn. — E. B. Zenker: Die irische und die böhmische Frage. — Karl Wilhelm Fritsch: Der Niedergang unserer Literatur. (III., Schluß.) — Oskar Maurus Fontana: Theaterabende (Gastspiel Helene Thimig; Molnars „Fasching“). — -d: „Siegfried“ in der Volksoper. — Louis Moninger (Salzburg): Auferstehung. — Bücherschau. — Eingefendet. — Inserate.

P. T.

Mit dieser Nummer beschließt die „Wage“ das erste Quartal ihres

XX. Jahrganges.

Die p. t. Abonnenten, deren Bezugsrecht mit Monatschluß endet, werden um gefl. Überweisung der Gebühr für die neue Bezugszeit höfl. ersucht.

Abonnementpreise seit 1. Jänner 1917:

Ganzjährig . . . . . K 12.— (Ausland Mk. 12.—)

Halbjährig . . . . . „ 7.— ( „ „ 7.—)

Vierteljährig . . . . . „ 4.— ( „ „ 4.—)

Administration „Die Wage“.

Das nächste Heft gelangt Samstag den 7. April zur Ausgabe.

Josef Popper-Lynkeus.

Zeppelin.

Die Biographie Zeppelins stand in allen Zeitungen, ist also allgemein bekannt. Hier soll namentlich die Erfindertätigkeit des Heimgegangenen beleuchtet werden.

In der Geschichte der Luftschiffahrt wird Zeppelin für immer als der verdienstvollste und Hauptvertreter der starren Luftschiffkonstruktion gelten können, und wir sagen: Hauptvertreter, weil es an Projekten versteifter Luftballons schon lange vor ihm nicht gefehlt hat. Niemand jedoch hat dieses Konstruktionsprinzip



mit solcher Konsequenz, man kann sagen: mit solcher Kühnheit, durchgeführt, wie eben Zeppelin.

Dieses Festhalten an dem Gedanken des Starrluftschiffes führte notwendigerweise dazu, großes Gewicht des Ganzen in Kauf zu nehmen, hiedurch aber dazu bisher unerhörte Dimensionen der Luftschiffe, und überdies mehrere Einzelballons anstatt des bisher gebräuchlichen einzigen Ballons innerhalb einer gemeinschaftlichen Hülle, anzuwenden. Letzteres aus dem Grunde, weil in einem einzigen, sehr langgestreckten Ballon ein Hin- und Herwogen des Füllgases bei jedem noch so kleinen Anlaß von Spitze zu Spitze einzutreten pflegt, und hiedurch ein schlimmes Stampfen des ganzen Systems entstände, was man: Verlust der Längsstabilität, zu nennen pflegt.

Wenn man nun heute Jemanden, der von den großen praktischen Erfolgen der Zeppelinluftschiffe — namentlich von ihrer militärischen Verwendung — gar nichts wüßte, eine Zeichnung eines solchen Ungetüms, mit seinen mehrfachen Gondeln, mit den vielen Nebenbestandteilen am Ballon selbst und mit seinen vielhundertpferdekräftigen Motoren zeigen würde, so würde selbst der vorsichtige, in seinen Urteilen vorsichtigste Techniker, bei aller Rücksichtnahme auf die bereits realisierten „Wunder der Technik“, die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und den Projektanten einer solchen Ballonkonstruktion für gänzlich unfähig halten, überhaupt praktisch zu denken.

Und so geschah es ja auch wirklich! Beinahe alle befragten sachverständigen Ingenieure wiesen Zeppelins Projekt als unbrauchbar zurück. Und nur Derjenige, der sich niemals selbst mit freiwilliger oder erbetener Beurteilung technischer Neuerungen befaßt hat, wird sich über solche Zurückweisungen lustig machen oder die „Kurzsichtigkeit“ oder gar die Mißgunst der Fachleute beklagen oder verdammern. Wenn überdies ein Projekt nicht einen besonders originellen und geistreichen Gedanken enthält, mit dem es den Beurteiler sozusagen überrumpelt, oder wenn nicht ein ganz bedeutender Vorteil desselben uns mit einiger Wahrscheinlichkeit einleuchtet, so ist es gar nicht zu wundern, wenn ganz objektive Freunde des Fortschritts mitunter als Konservative, als „Reaktionäre“ auftreten und ihren Zweifeln Ausdruck geben.

Und es ist etwas gar nichts Seltenes, daß der Regierende gescheiter und überlegter ist, nicht nur als der sanguinische Optimist, der sich verpflichtet glaubt, das Neue, weil es eben neu ist, hoch zu loben und als freier, fortschrittlicher Geist zu gelten; sondern auch gescheiter und überlegter als der Erfinder selbst, auch in Fällen, wo die Erfahrung diesem Recht gibt. Es hängt eben von den Gründen der Überzeugungen ab, nicht von ihrer Intensität, nicht von der Bejessenheit durch diese Überzeugungen, wenn man sie einem Werturteil unterwerfen will.

Im Falle Zeppelin hatte man es nun mit einem Vorschlage zu tun, der weder genial genannt werden kann, noch im Vor-

hinein, d. h. vor wirklicher, praktisch groß genug durchgeführter Erprobung, Brauchbarkeit und die versprochenen großen Vorteile versprechen konnte.

Denn, daß ein so enorm dimensioniertes und kompliziertes Luftschiff die mannigfaltigen Anforderungen an einen Ballon wirklich erfüllen würde, war angesichts vielfacher Erfahrungen mit neuen Ballonkonstruktionen kaum zu erwarten. Man erinnere sich, wenn man diesen Ausspruch heute für mindestens sonderbar halten wollte, an ein analoges Unternehmen vor fast sechzig Jahren, nämlich an das Projekt des damals größten Wasser- schiffes der Welt, das von dem genialen Isambert Brunel entworfen und auch durchgeführt wurde. Dieser schon durch seinen Bau des Themsetunnels weltberühmte englische Ingenieur, also ein praktisch höchst erfahrener Techniker, erlebte mit seinem „Great-Eastern“ ein vollständiges Fiasko, und mehrere, ebenfalls sehr erfahrene Techniker, hatten im Vorhinein diese Unternehmung verworfen. In diesem Falle hatten also die Gegner des Projektanten Recht behalten. Ebenso mußte ein riesengroßes starres Zeppelinluftschiff bei dem Techniker schwere Bedenken erregen, in diesem Falle behielt aber der Projektant Recht. Jedoch vermochte er weder durch Versuche im Kleinen noch durch technische Argumentation und noch weniger durch Rechnung, die Brauchbarkeit seines Systems plausibel zu machen; was bei dieser Art von Problem leicht begreiflich ist, worin aber eigentlich die Genialität des Erfinders bestanden hätte. Denn was den — nicht bloß von seiner Idee besessenen — genialen Erfinder besonders charakterisiert, ist: daß er Dinge voraussieht und auch gründlich einieht, die allen anderen, noch so tüchtigen Fachleuten, bisher verborgen geblieben sind.

Und was ferner Zeppelin ebenfalls nicht im Vorhinein wußte und wissen konnte, ist die große Tatsache, daß ein Luftballon eine Geschwindigkeit von über 20 Meter pro Sekunde erreichen werde und überdies dabei stabil bleiben. Das konnte Zeppelin nicht einmal hoffen, einfach darum, weil, als er sein Projekt entwarf und auch später, als er es propagierte, weder er selbst noch sonst Jemand voraussehen konnte, daß es so leichte Motoren geben werde, wie wir sie jetzt besitzen. Man beachte, daß Zeppelin sein erstes Projekt (zusammen mit Ingenieur Kober) im Jahre 1892 entwarf und im Jahre 1899 ausführte, also zu einer Zeit, wo gar keine Rede von Motoren war, die nicht mehr als  $1\frac{1}{2}$  kg pro Pferdekraft wogen. Das blieb so, bis erst die Brüder Wright für ihre Flugmaschine ein Gewicht von ca. 4 kg und die französischen Automobilfabrikanten ein noch viel geringeres Gewicht erreichten und den Automobilen, Flugmaschinen und Luftschiffen darbieten konnten; eine Aufgabe, die heute auch von unseren Maschinenfabrikanten in vollkommener Weise gelöst wird.

Der berühmte Lenkballon aus dem Jahre 1884/85 von Rénard und Krebs erreichte mittels eines von einer elektrischen

Batterie getriebenen Motors, also eines im Ganzen sehr schweren Maschinensystems, eine Geschwindigkeit von ca. 6 m pro Sekunde; ein Fortschritt bis zu ca. 20 m konnte daher ohne besondere Fortschritte im Motorenbau nicht erwartet werden. Renard hat seine Arbeiten aus mir unbekanntem Gründen unterbrochen und auch die modernen leichten Motoren nicht mehr erlebt.

Wenn man die faktischen großen Erfolge der Zeppelinballons bedenkt und andererseits den so lange währenden und heftigen Widerstand gegen ihr Konstruktionsprinzip berücksichtigt, so muß man mit Hochachtung und Vergnügen die Hartnäckigkeit des Mannes anerkennen, der von der Richtigkeit seines Prinzips so erfüllt war, daß er niemals den Mut verlor und nicht nachgab, bevor er nicht seine Idee, auch auf zum Teile eigene Kosten, durchgeführt hatte. Die Stärke Zeppelins war eben weder sein erfinderisches Genie, noch große technische Kenntnis und Erfahrung, sondern sein Erfinder-Charakter.

Und dieser besteht, ob mit oder ohne Genie, in der vollen Erfüllung von energischem Streben, einer Idee zum Leben zu verhelfen.

Mit dieser Eigenschaft kann Jeder, also auch der Techniker, Großes oder wenigstens etwas sehr Nützlichendes zustande bringen; obwohl andererseits, wie zahlreiche Erfahrungen zeigen, mitunter die größte Beharrlichkeit zu nichts führt, wenn der Grundgedanke wertlos oder das Milieu, vielleicht der ganze Kultur- oder fachliche Zustand, nicht geeignet ist, eine Idee zu verwirklichen. Das persönliche Verdienst jedoch ist in allen Fällen vorhanden, und wenn Jemandem etwas Großes oder Nützlichendes oder Schönes gelingt, so spielt bei der ganzen Sache ein Faktor mit, den man wohl das „Erfinder-Glück“ nennen könnte.

Im Falle Zeppelin und seinem Erfinder-Schicksal kann man nun ganz besonders klar den Wert der Beharrlichkeit im Verfolgen eines Zieles erkennen. Und deshalb wird er immer als ein bedeutendes erfinderisches Individuum gelten müssen.

Nimmt man noch dazu: sein Pflichtgefühl als Soldat, seine immer gleichbleibende Bescheidenheit selbst nach seinen großen Erfolgen und seine Popularität, sowie sein edles Verhalten gegenüber sachlichen Gegnern und Neidern, so muß man in Zeppelin eine der sympathischsten und achtungswertesten Erscheinungen unserer Zeit erkennen und ihn auch geradezu als ein Vorbild für jeden uneigennützig Strebenden hinstellen.



## Politische Konzentration in Ungarn.

Budapest, 20. März.

Der Kampf um ein Ministerium der politischen Konzentration in Ungarn kann weder ein Ende noch eine Entscheidung finden; die äußerlich sichtbaren Kampfphasen sind voll der Widersprüche: im Augenblicke, wo die Führer der Opposition vor den Herrscher berufen werden, erklärt der Schöpfer der heutigen Regierungspartei, Graf Khuen-Hedervary, daß in seiner Partei kein Mensch von einer Konzentrationsregierung etwas wissen wolle; eben ihm aber sagt man nach, daß er für eine deutschgeschriebene Revue der Oppositionserzellenzen lebhaftes Interesse zeigt. Tisza seinerseits hält offenbar den Zeitpunkt für gekommen, die Diskussion durch die Vertagung des Hauses abzuschneiden, auch auf die Gefahr hin, neue Erbitterung in die Opposition zu tragen; und die Bevölkerung steht dem Treiben Beider mit voller Teilnahmslosigkeit gegenüber, als fühle sie, daß sie nicht berufen sein wird, an der Entscheidung teilzunehmen.

Kein Zweifel, daß in dem System Tiszas diese aus dem Gefühl der politischen Ohnmacht wie Enttäuschung über das Fehlen aller hohen Gesichtspunkte entsprungene Teilnahmslosigkeit der weiten Schichten heute den wesentlichsten Faktor bildet; er ist häufig bis zur Demagogie herabgestiegen, hat niedrigen Instinkten geschmeichelt, um nur keine regere Teilnahme an der Verwaltung der höheren und höchsten Interessen auskommen zu lassen. So hat er es erreicht, daß jede Unternehmung der Opposition, des Widerhalls in den weiten Schichten der Bevölkerung entbehrend, sich an der gefügigen, zahlenmäßig starken Mehrheitspartei bricht.

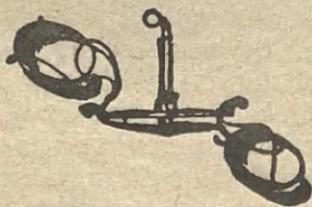
Hat Tisza solcherweise — bis auf weiteres — den Erfolg für sich, bleiben dennoch die Fragen offen: ob es ein persönlicher Erfolg oder ein solcher des Gemeinwohls ist; ob dem Gemeinwohl die Verhinderung der politischen Konzentration förderlich sein kann; ob endlich die künstliche Züchtung der Teilnahmslosigkeit der weiten Schichten, diese wirksamste Vernichtung des ideellen Gehaltes einer politischen Konzentration, erlaubt gelten darf; finden wir aber, daß die öffentliche Teilnahmslosigkeit dem Gemeinwohl schädlich sein muß, dann ist auch erwiesen, daß Tiszas persönlicher Erfolg auf Kosten des Gemeinwohls errungen ist, daß die politische Konzentration in weitester Ausdehnung ein Erfordernis des Gemeinwohls ist.

Welchen Grundes ist nun diese Teilnahmslosigkeit? Ihr letzter Grund liegt doch nur im Überwiegen des persönlichen Interesses vor dem der Gesamtheit. So ist sie recht eigentlich eine Verletzung der Bürgerpflichten des Einzelnen gegen den Staat, die Gesamtheit; um wie viel mehr wird der Staatsmann gegen die Interessen des Staatswohls verstoßen, wenn er aus dieser

Pflichtverletzung der Bürger den wesentlichsten Machtfaktor seines politischen Systems bildet! Wenn unsere Heere der vielfachen Übermacht siegreich standhalten konnten, war es nicht deshalb vor allem, weil jeder Kämpfer fühlte, daß er teilhatte an jener Vereinigung höherer und höchster Interessen, die der Staat bilden soll; nur dieses Gefühl machte uns der ungeheuren zahlenmäßigen Überlegenheit der Muschiks überlegen. Kann es erlaubt sein, diese sicherste Bürgerschaft unserer Überlegenheit im politischen Interesse einer Klasse oder gar nur einer einzelnen Person in sein Gegenteil zu verkehren?

Das ungarische Parlament ist ohnehin eines — des Ausschlusses der weiteren Öffentlichkeit, sein Wahlrecht der rückständigsten eines; die Verantwortung gegenüber den Millionen, die vom Wahlrecht ausgeschlossen sind, ist an sich keine geringe Last. Ist es nicht Übermut eher denn Mut zu nennen, wenn Tisza der Gelegenheit immer wieder ausweicht, Andere heranzuziehen, diese Last mit ihm zu teilen? Immer noch aber könnte man diesem Übermut schweigend zusehen, bedrohte er in seinen Folgen nur den Übermütigen selbst; allein diese politische Erziehung zur Teilnahmslosigkeit schafft aus den Massen ein gefährliches Instrument für Seden, der zur Macht gelangt. Zugegeben, daß Tisza einer der Fähigsten des Landes ist: welche Sicherheit ist dafür geboten, daß ihn nicht ein Unfähiger ablöst, dem die apathische Folgsamkeit der Massen in gleicher Weise zu Diensten steht; welche Bürgschaften für die Wahl des Führers sind überhaupt denkbar, wenn einmal die Kontrolle einer ihrer Pflichten gegen das Gemeinwohl bewußten öffentlichen Meinung ausgeschaltet ist?

Die politische Konzentration als Aufgebot aller regen politischen Kräfte ist heute ein so hohes Gebot der Stunde wie das Aufgebot aller Wehrkräfte. Die Pflicht des Staatsmannes, so er dem Staate wirklich dienen will, kann es nur sein, Jeden zur Erfüllung der politischen Bürgerpflicht heranzuziehen; sie von der Teilnahme an den Staatsgeschäften auszuschließen, gar ihre Teilnahmslosigkeit zu züchten, sich dieser als Mittel zur Erhaltung der persönlichen Macht zu bedienen, ist die ärgste Art der Korruption der öffentlichen Meinung. Der Gemein Sinn ist die schärfste unserer Waffen gegen die Völker, die seiner bar sind; wer sein System darauf stützt, diese Waffe erstumpfen zu lassen, treibt ein frevles Spiel in der Stunde der Gefahr.



## Die irische und die böhmische Frage.

In der französischen Sorbonne hat dieser Tage eine große nationale Kundgebung stattgefunden, bei welcher neuerdings die bekannten Kriegsziele der Entente verkündet und insbesondere „das Recht der Selbstverfügung aller unterdrückten Nationalitäten“ reklamiert wurde. Wir wissen, wie wir diese Redensart zu lesen haben. Die Tücke des Zufalls hat es gewollt, daß am gleichen Tage der Bericht einer englischen Unterhaus Sitzung in den Zeitungen stand, der wie eine grausame Ironie auf die Erlöserpose der Sorbonne wirkte. Die irische Nationalistenpartei hatte im Parlament einen Antrag auf sofortige Einführung von Homerule eingebracht mit der Begründung, daß dadurch die Stellung der Alliierten in ihrem Verlangen nach Anerkennung gleicher Rechte für die kleinen Nationen gestärkt werde. Der Premierminister Lloyd George erklärte, die Regierung sei bereit, allen Teilen von Irland, die es unzweideutig verlangen, die Selbstregierung zu gewähren. Die Iren könnten jederzeit mit ausdrücklicher Zustimmung aller Parteien in England die Selbstregierung für jeden Teil ihres Landes erlangen, der es fordere, aber keine Partei werde die Forderung unterstützen, daß Ulster in ein solches Abkommen hineingezwängt werde. Diese Erklärung erschien den Iren so unbefriedigend, daß sie unter Redmonds Führung den Sitzungsaal verließen. Der Auszug der Iren soll sich in sehr dramatischer Weise vollzogen haben. Während der Debatte lief die Nachricht ein, daß der Bundessenat von Australien mit 23 gegen 2 Stimmen die sofortige Einführung von Homerule für Irland verlangt habe.

Wir wollen unseren Feinden Gerechtigkeit widerfahren lassen, mehr als sie uns zuzubilligen geneigt sind. Die Lösung der irischen Frage ist kein leichtes Spiel. Ganze Generationen englischer Staatsmänner, deren Namen der Geschichte angehören, haben sich an diesem Problem verblutet. Die Herren in der Sorbonne und der australische Bundessenat haben es sehr leicht, in allgemeinen Redewendungen das Recht der freien Selbstverfügung aller unterdrückten Nationalitäten zu fordern. Im Prinzip ist so etwas sehr leicht ausgesprochen. Die Praxis ist aber schwer. So lange man die Einheit des Staates nicht preisgeben will, ist eines der schwierigsten Dinge von der Welt, eine Formel zu finden, die das freie Verfügungsrecht aller Nationen in einem und demselben Gemeinwesen verwirklichen könnte. Das Recht des einen soll eben nicht das Unrecht des anderen werden, und die Freiheit der Glieder soll nicht die Auflösung des Ganzen bedeuten. Wir billigen den englischen Staatsmännern bereitwillig zu, daß aus diesem Gesichtspunkte die Lösung der irischen Frage nicht so aus dem Handgelenke zu lösen ist. Wir haben ja vor dem Kriege gesehen, daß der gute Wille der Regierung Asquith, den Iren Homerule

zu geben, an dem starren Widerstande der Ulsterleute gescheitert ist, und daß England vor der Gefahr einer doppelten Revolution stand, einer irischen für den Fall der Verweigerung von Home Rule und einer der Unionisten für den Fall der Durchführung von Home Rule. Lloyd George glaubte nun mit seinem Programm den goldenen Mittelweg gegangen zu sein: Ulster soll bei dem Mutterlande bleiben, die nationalistic-irischen Bezirke, die Home Rule ausdrücklich verlangen, sollen sie bekommen. Das ist theoretisch gewiß ein sehr vernünftiger Ausweg, nur wollen ihn die Iren, die stamme Staatsrechtler sind, nicht gehen. Die Iren verlangen glattweg die vollständige Autonomie für Irland, d. h. für das Land; die Ulsterleute, die Engländer und Schotten, industriell und reich und einflußreich sind, wollen sich nicht unter eine irische Landtagsmehrheit beugen lassen. Der Krieg hat den Gegensatz dieser beiden Standpunkte nicht gesänftigt, eher noch verstärkt.

Es ist im höchsten Grade lehrreich, was ein mit den österreichischen Zuständen offenbar gut vertrauter Engländer Ende Jänner über das österreichische Nationalitätenproblem in der Zeitschrift „Nation“ schrieb. Dieser Engländer anerkennt rückhaltlos die Schwierigkeit des österreichischen Nationalitätenproblems und die ernstesten Bemühungen, die besonders im engeren Österreich auf dessen Lösung angewendet wurden. Im Verlaufe seiner Ausführungen kommt er auch auf das „böhmische Problem“ zu sprechen und sagt: „Böhmen hat sein Gegenstück in Irland, und die sehr nahe Parallele ist nicht ganz ungünstig für Österreich. Die Hauptschwierigkeit ist das Vorhandensein eines eher größeren „Ulster“ dort. Die deutsche Bevölkerung Böhmens beträgt 35 v. H. der ganzen, und wie die irischen ‚Loyalisten‘ hat sie den Reichtum, den Boden und die Erziehung, wenn auch in der letzten Generation die Tschechen durch harte Arbeit, Intelligenz und Fruchtbarkeit ihre Stellung sehr verbessert haben. Die Trennungslinie und den Hauptstreitpunkt bildet nicht das Bekenntnis (wie in Irland), sondern die Sprache. Es herrscht dort ein alter und gegenseitiger Rassenhaß, der viel stärker ist als irgend etwas, was heute in Irland gang und gäbe ist. Seit anderthalb Generationen hat Böhmen eine Art Home Rule genossen und mit eigenem Provinziallandtag, in dem mit seltenen Unterbrechungen die Tschechen die Mehrheit hatten. Freilich ist das noch eine zu begrenzte Form der Autonomie, um zufrieden zu stellen; aber sie ist vorhanden und wird wahrscheinlich erweitert werden. Die Sprachenschwierigkeit ist akut, aber die Haltung des amtlichen Österreich war weder darin noch in einer anderen Sprachenfrage je intolerant. Das Tschechische hat stets die Stellung einer Staatsprache gehabt und Dinge, die vor einer Behörde oder einem Gerichtshof tschechisch vorgebracht werden, werden stets in dieser Sprache auch erledigt. Die Schwierigkeit liegt darin, daß es einerseits nicht leicht ist, die reindeutschen, reintschechischen und gemischten Bezirke abzugrenzen, andererseits darin, daß das Reich für die Hauptdienst-

zweige (Heer und inneren Betrieb der öffentlichen Verwaltungen) für gewisse Zwecke eine gemeinsame Sprache anerkennen muß, die nur die deutsche sein kann. Ernstliche Beschwerden haben die Tschechen weder hinsichtlich der Schulen, noch der Gerichte, und ihre Universität in Prag ist älteren Datums als unsere katholische Universität für Irland. Es hat Zeiten von Zwang, Straßenaufständen, Versammlungsverboten usw. gegeben — wie bekannt uns das klingt! — Aber beide Rassen waren nicht leicht zu behandeln. Jede brachte es einmal zur Sezession im Landtage oder im Reichsrat und zu gewalttätiger Obstruktion. Vergeblich berief Wien Konferenzen, schlug Ausgleich vor, genau wie unsere wohlmeinenden Chief-Secretaries für Irland. Man kann ehrlich sagen, daß im Ganzen Österreich wenigstens versuchte, Gutes zu stiften, und einige der dazu verwendeten Mittel, wie das Wahlgesetz von 1907 zum Beispiel, das die Wahlkreise im Verhältnis der Rassen aufstellte, waren klug und gut bedacht. Die deutsche Vorherrschaft starb schwer, aber sie verschwand aus Österreich, als das Gesetz den Deutschen 223 Sitze im Reichsrat gegen die 259 slawischen und 23 italienischen und rumänischen gab." — — —

Ohne uns bei einzelnen Irrtümern und Unrichtigkeiten dieses Artikels aufhalten zu wollen, müssen wir ihn doch für eine im großen und ganzen richtige und gerechte Darstellung der Verhältnisse in Österreich erklären. Angesichts der erst kurz vorher durch die Entente angekündigten Erlösung der Tschechen aus der „Fremdherrschaft“ ist diese Stimme aus englischem Munde sogar ein gewichtiges Zeugnis gegen die englische Heuchelei. Mit welchem Rechte kann England Österreich die Lebensberechtigung in Europa absprechen, wenn es sich doch selbst immer und immer wieder überzeugen kann, daß die Lösung des irischen Problems keineswegs bloß vom guten Willen der Regierungen und der Parteien abhängt. Wir sind ehrlicher und gerechter als unsere Feinde und glauben, daß es den Engländern um die Lösung der irischen Frage ernst ist, weil wir uns vorstellen können, wie schief ihre Stellung gegenüber den eigenen Kriegszielen durch die von Tag zu Tag drohender werdende Sinnfein-Bewegung wird. Aber was würden die Engländer sagen, wenn die Mittelmächte aus den letzten Vorgängen im englischen Unterhaus und aus dem Exodus der Redmond-Partei schließen wollten, die Irländer müßten aus der englischen Fremdherrschaft befreit und Great Britain — aufgelöst werden? Natürlich würde man uns deswegen für Narren halten. Aber es gibt auch in England Leute, welche die Verfasser der Kriegsziele nicht viel ernster nehmen. Der Verfasser des Artikels in der „Nation“ kommt nach den obenangeführten Betrachtungen über die böhmische Sphinx zu der Frage, ob bei solchen Leistungen und bei solcher Schwierigkeit die Zerstückelung Österreichs die beste oder auch nur eine gute Lösung sei, und seine Antwort fällt entschieden verneinend aus. „Eine Trennung — sagt er — würde in einem solchen Falle die Schwierigkeiten eher

steigern als lösen, die nicht künstlich und zu beseitigen, sondern dauernd und unaustilgbar sind." Vielleicht wird nach seinen letzten Erfahrungen im Parlamente auch Lloyd George etwas nachdenklicher über das österreichische Problem geworden sein. Wenn aber England einmal von dem Wahne abkommt, daß Österreich wie ein großes Carthago zu behandeln sei, dann ist wohl auch eines der größten Hindernisse für die friedliche Annäherung aus dem Wege geräumt.

(„Reichenberger Zeitung“.)



Karl Wilhelm Fritsch.

## Der Niedergang unserer Literatur.

(III., Schluß.\*)

Lezthm las ich, daß jetzt auch die Kunst demokratisiert sei, was sich auch darin zeige, daß der Künstler sich nicht mehr wie einmal durch Extravaganzen im Äußeren abhebe. Nun, solche Extravaganzen sind Außerlichkeiten, allenfalls auch Farereien, gleichwie es Farerei ist, wenn der Kaffeehausliterat sich vornimmt, sich nicht von anderen abzuheben. Bei Leuten, deren ganzes Wesen auf Bizarrie gestellt ist, nimmt man gar nichts ernst, weder einen langen Bart, der ihnen angeblich Gottähnlichkeit verleihen soll, noch sonst etwas, auch nicht das glattrasierte Kinn oder kurz geschorene Haare. In welcher Art aber eine Kunst (Literatur) demokratisiert sein soll, die ängstlich achtet, daß nur ja kein fremder, sich über der gewohnten Platttheit erhebender Zug hineinkomme und so etwa einen wirklich hervorragenden, der die angewohnten „Kunstgesetze“ umstoßen könnte, hereinließe, ist schwer zu verstehen. Dieses ängstliche Daraufachten besorgt das Kliqueswesen. Neulich wurde mir von einflußreicher literarischer Seite, als ich das Wort: Wiener Literatenklique gebrauchte, der Vorwurf gemacht, daß ich, der ich ein Feind der Phrase sein wolle, selbst sohin eine Phrase gebrauchte. Gut! Natürlich stelle ich mir unter einer Clique — die Bezeichnung „Wiener“ kennzeichnet bloß die Spezies — nicht eine registrierte Genossenschaft vor, aber ich verweise bloß auf die in den „tonangebenden“ Blättern stets, bald als Autoren bald als Kritiker, wiederkehrenden Namen und man wird bald begreifen, wie's gemacht wird und wie nach dem Grundsatz: ich lobe dich, du lobst mich, damit wir uns gegenseitig hinaufloben, „führende“ Literatur entsteht. Juristisch könnte man die Clique als eine Art *do ut des* des Vertrages definieren; des Kausalnegus, ist klar.

Es wäre ein Wunder, wenn mal eine ehrliche, wahrhafte Kritik über ein Werk so eines „beliebten, erfolgreichen“ Autors in die breite Öffentlichkeit käme. Daß Autor und Kritiker unter einer Decke arbeiten, daß durch die sozusagen vorgeschriebene Kritik

\*) Siehe die beiden vorhergehenden Hefte.

(eine andere wird einfach nicht veröffentlicht) der Geschmack des Publikums dressiert wird, das sind die Wirkungen der Klique, von der ich schon weiter oben sprach. Wer diese Wirkungen nicht bemerkt und die Klique als Phantom ansieht, dem ist freilich nicht zu helfen. Dieses so dressierte Publikum tyrannisiert ja nun vielleicht wirklich Verleger von Zeitungen, von denen es eben das ihm Passende verlangt. Wer hat aber das Publikum so weit gebracht? Der aufs Geschäft gehende Geist der Literaturmacher, denn ein Geschäft ist eben leichter durch die Masse des Gebotenen zu machen und dazu eignet sich ja das Konventionelle, die Plattheit weit besser. Die Dressur des Publikums ist sogar so weit gediehen, daß z. B. die Wiener Dekadenz sich als Repräsentanten des deutsch-österreichischen Dichter- und Schriftstellertums aufzuspielen vermessen konnte, ohne daß das Publikum remonstrirte, und demzufolge der Deutschösterreicher im Auslande als eine knieweiche, aller Männlichkeit bare Person angesehen wird. Allmählich dämmert es ja, aber eben diese, die Blätterbeherrschende Dekadenz vermochte es durch ihre Überhebung auch, jeden, der ihr nicht angehörte, als einen Dilettanten, einen Nichtskönnner auszuposaunen, so daß er dann von vorneherein Mißtrauen begegnete. Wer also die literarische Klique als Phrase ansieht, muß, falls er nicht bewußt lügt, alle die vielen, die über das offenkundige Kliqueunwesen schrieben und sprachen, entweder für Dummköpfe oder für Verleumder halten. — Infolge des Kliqueunwesens ist aber auch die Kritik auf einen Tiefstand gesunken, der bedenklich ist. Kritik ist ja doch auch eine Art Kunst, und gewiß etwas sehr Verantwortungsvolles. Wo bleibt aber die Verantwortung, wenn so ein Kaffeehausliterat kraft seiner Beziehungen zu einem „hervorragenden“ Blatte irgend einen Schund kritisch lobt, weil diesen sein Freund und Klikenbruder geschrieben hat, der dann vice versa gelegentlich ein Werk des betreffenden Kritikers loben wird? Und das Publikum läßt sich dumm machen, liest solche Kritiken in den sogenannten angesehenen Blättern und schwört auf sie und läßt es sich bieten, wenn selbst ein Gerhart Hauptmann von so einem Jüngling angeflegelt, dagegen eine ästhetisierende, artistelnde Dekadenzerscheinung angepriesen wird. Hätte dieses liebe Publikum nur eine Ahnung davon, wie es bloß der Spielball nichtswürdiger Spekulanten ist, und daß diese Art Kritik nur Geschäftsreklame ist, wüßte es, was eigentlich heißt Kritiker zu sein, es ehrlich zu sein, so würde es bald den Unterschied zwischen Kritik und Kritik herausfinden. Gibt es doch sogar Kritiker, welche ein Buch gar nicht lesen und auf den Namen des Verfassers hin, wenn er in ihre Kreise gehört, lobende Besprechungen schreiben! — Wäre das Leserpublikum statt auf die Plattheit, zu wirklichem Kunstgenießen und Verstehen erzogen, würde es eben Bedeutung verlangen, dann freilich wären die so und so vielen „Berufsschriftsteller“ ohne Verdienst; das aber wollen diese

natürlich verhindern. Hier sei noch des Kinoschriftstellers erwähnt. Es sind oft Namen von Klang, welche sich dazu hergeben, dem nach Sensation brüllenden Publikum ihre Werke auszuliefern, sie, die einmal vielleicht in einer Stunde wirklicher Berufung entstanden sind, zuzustutzen, damit sie den eigenartigen Gesetzen der Kinoästhetik entsprechen. Das ist Entwürdigung. Derjenige Schriftsteller aber, der, dem Sensationskizel des Publikums gehorchend, von vorneherein nur zu solchem Ende schreibt, verdient wohl überhaupt nicht als Schriftsteller angesehen zu werden. Er ist ein, allerdings um hohen Lohn arbeitender Schreiber. — Das Kino aber deshalb ganz zu verwerfen, weil es heute die Schund- und Sensationsliteratur propagiert, geht nicht an. Vielleicht ließe sich hier veredeln. Mir aber will der Zusammenhang zwischen Dichtarbeit und Kino nicht recht gefallen; ist doch das auf die Pantomime gestellte Kinostück auf das Krasse verwiesen, also kaum imstande, Ausdruck einer zarten abgestimmten Gefühlsskala zu sein. Die von Menschen selbst agierte Pantomime in ihrer Natürlichkeit trifft dieser Vorwurf nicht, aber als reproduziertes Bild, durch Lichtkontraste wirkend, ist sie eben wieder etwas Anderes. — Doch seie wie immer, was den Schriftsteller heute zum Kino drängt, ist das hohe Honorar und das muß erjagt werden, selbst auf die Gefahr hin, Herz und Gemüt zu verderben und beides selbst ganz zu verlieren.

Wäre aber das Niveau des Lesepublikums ein hohes, dann brauchte einem Verleger nicht bange zu sein, Werke von Tiefe ohne Bedenken anzunehmen. Wohl gäbe es keine hundert Auflagen, aber die deutsche Literatur stünde achtungsgebietend da. Es ist Verkennung von Tatsachen, zu glauben, es gäbe keine bedeutenden Autoren. Es kommen einem, gottlob, noch Werke von Bedeutung in die Hand, aber sie werden, wenn nicht überhaupt totgeschwiegen, doch nur so zart in den Literaturrerubriken der „Ton“ machenden Blätter\*) angedeutet, daß man von ihnen nicht zuviel Kenntnis erhält. — Es ist ja nun klar, daß es immer eine Publikumschicht geben wird, welche die Platttheit liebt, voran der Bildungspöbel, und ihre Literatur haben will. Aber muß denn deshalb, weil diese Schicht das Platte verlangt, jede Tiefe aus der Literatur ausgeschlossen sein? Natürlich nicht, aber wieder ist es der Kommerzgeist der heutigen Literatur, welcher es erklärt, warum der Bildungspöbel tonangebend geworden ist. Sehen wir die sogenannten „Kreise“ an, so bemerken wir, daß es die zahlungskräftigen sind. Ob sie auch wirklich Bücher kaufen, bleibe dahingestellt, aber sie besitzen Einfluß und vermögen so nach ihrem Geschmacke die Literatur zu lenken, Bücher kaufen zu lassen und ihr Geld vermag das meiste. Wer unter ihrer Herrschaft „schriftstellert“, braucht gewiß nicht Kriegskosten zu essen. — Der verdientermaßen ver-

\*) Das sind auch diejenigen, die sich dieses Recht einfach anmaßen.

achtete größte Teil der Kriegsliteratur von heute bildet wohl nur eine vorübergehende Erscheinung, gerade dieser hat aber auch wieder den gesunden Geschmack der Lesermwelt hervorgehockt. Es ist vielleicht sogar möglich, daß diese Lesermwelt gerade durch die krasse Platttheit der Kriegsliteratur erkannte, wie tief unsere Literatur im ganzen gesunken sein muß, wenn selbst Autoren, die zu den sogenannten „beliebten, erfolgreichen“ gehören, ohne Bedenken in Kriegsliteratur machen konnten. Freilich setzte auch da der Kommerzgeist, der Drang nach dem „Verdienen“, den Autor über alle Bedenken hinweg. Er vermochte es sogar, Autoren, welche einmal als Freigeister galten, in „fromme“ Denker umzugestalten, so daß eine Art heiliger Literatur entstand. Der Geschäftsgeist dieser Leute aber wird trotz biblischer Verbrämung doch niemals zu einem heiligen Geiste werden und Bibel und Evangelien sind da eben ehrlicher, aufrichtiger, weshalb man die „heiligen“ Bücher der „erfolgreichen“ Autoren ablehnen darf, denn sie kommen nicht aus religiösem Herzen, sondern aus der Richtung der geschäftlichen Konjunkturspekulation. Das halte man sich stets vor Augen. — Doch ich ging davon aus, daß ja Schriftstellerei eben Kunst sei, wenigstens sein solle und bin dahin gekommen, daß die von heute ein Geschäft, ein lediglich auf geschäftlicher Kalkulation beruhende Erwerbstätigkeit ist. Man sollte deshalb diesen Schriftstellern nicht Personaleinkommen — sondern Erwerbsteuer vorschreiben, gleichwie Greislern. Die Verkörperung dieser heute in den Vordergrund getretenen Schriftstellerwelt ist der Literat, nicht der Dichter, der literarische Künstler. Verstand man einmal unter einem Literaten einen Gelehrten und den berufenen Schriftsteller, so kann man ihn heute als einen Plusmacher definieren, dessen Gewerbe eben die Literatur ist. Es ist deshalb heute keine Ehre, als Literat angesprochen zu werden und der ernste, sich berufen fühlende Schriftsteller verwahrt sich gegen solche Bezeichnung. Ist es die Devise des berufenen Schriftstellers: zu schreiben, wenn er etwas zu sagen hat, etwas, was wert ist gelesen und überdacht zu werden, so sucht der „Berufs“schriftsteller derjenigen Kategorie, wie ich sie im Verlaufe meiner Abhandlung näher charakterisiert habe, danach, was er denn schreiben könnte, um ein gutes Geschäft zu machen. Wie rein geschäftlich der Literaturbetrieb von heute ist, beweisen ja auch die Literaturführer, diese von mir schon oben erwähnten Bücher, welche rasch orientierende Behelfe für Verleger und Redakteur sein wollen. Das heißt mit anderen Worten, Verleger und Redakteur sollen der Mühe enthoben werden, Einsendung zu lesen und sich ihr eigenes Urtheil zu bilden. Ist ja nicht nötig, er braucht nur im „Führer“ nachzusehen und kann dort die Konduite des Einsenders nachlesen. Also eine Auskunftstei, in der sich ein Geschäftsmann erkundigt, bevor er eine Transaktion abschließt. — Man wird nun vielleicht sagen, daß ich in meiner vorliegenden Abhandlung gelegentlich nichts Neues

gesagt habe. Ich erwidere, daß es gar nicht meine Absicht war, Ultraneues vorzubringen, auch glaube ich, daß ich solches gar nicht tun hätte können. Die Unmöglichkeit liegt in der Sache selbst. Aber nochmals sagen und wiederholen darf man das, was nicht vergessen werden und als ein Mene tekel dienen soll. Wer das Literaturgetriebe von heute betrachtet, wer es gar, selbst darin stehend, kennt, der wird bei aufrichtiger Betrachtung bald herausfinden, wo die Krankheitskeime stecken. Der Grundfehler ist und bleibt, daß die Literatur von heute — ich meine damit die den Büchertisch beherrschende — nochmals seis gesagt — mit Kunst gar nichts und alles mit dem Geschäft zu tun hat. Meine Ausführungen sind auch keine Pauschalverdächtigungen; es ist kein Zweifel, daß es heute der Verleger und Zeitschriften genug gibt, denen Literatur Kunst bedeutet, aber wie schwer müssen die doch um ihre Existenz ringen! Kann man es ihnen zum Vorwurf machen, daß sie, um sich den Existenzkampf zu erleichtern, und nicht zugrunde zu gehen, manchmal nach dem Konventionellen, geschäftlichen Erfolg Versprechenden greifen, zum Schaden des künstlerisch Tüchtigen? Kann man es ihnen übel nehmen, wenn sie gegen ihr besseres, künstlerisches Gewissen vielfach die gebräuchlichen Praktiken (Waschzettel mit abgedruckten Kritiken, Reklame in Blättern usw.) mitmachen müssen, um ihre Verlagswerke durchzubringen und nicht von der im kapitalistischen Zeitgeiste übermächtig gewordenen Konkurrenz erdrückt zu werden? Nein, ihnen nicht, aber gegen diejenigen muß man zu Felde ziehen, welche es aus rein geschäftlicher Konjunkturausnützung mit der Literatur so weit gebracht haben, daß sie nichts weiter als ein Erwerbzweig wurde, ein Handwerk, noch dazu eines, das mit dem von ihm selbst verblendeten Publikum als dem guten Zahler rechnet. Wäre erst nur wieder derjenige berechtigt, sich Schriftsteller zu nennen, der kraft innerer Berufung schreibt, weil er etwas zu sagen hat, was wert ist gehört zu werden, es gäbe ihrer weniger, aber der Titel: Literat würde wieder ein Adelsprädikat, nicht wie heute, einer, gegen den man sich verwahren muß, wenn man als Schriftsteller auf sich hält und nicht des Schreibens wegen, sondern der Sache, die man vertreten will, schreibt. Das Neue, was dann ein solcher sagt, ist wohl nicht das gesuchte Extraoriginelle, sondern trägt den Stempel der Besonderheit, weils ein Besonderer, eine Individualität geschrieben hat. Schon Schopenhauer klagte über die Verlotterung der Literatur seiner Zeit und sagte: Der ganze Jammer der heutigen Literatur in und außer Deutschland hat zur Wurzel das Geldverdienen durch Bücher schreiben“. Und er hat unsere Zeit nicht erlebt; wie bitter würde er erst jetzt klagen! — Wir leben in einer Epoche, der man, kaum daß sie eingefeszt hatte, andichtete, sie würde die Umwertung aller Werte bringen. Beträfe diese Umwertung die schlechten Werte, also eigentlich die Unwerte, z. B. auch die zum Handelsbetrieb herabgesunkene

Literatur von heute, dann könnte allenfalls diese Zeit wirklich einmal die große genannt werden. So aber wurde sie, kaum gekommen, voreilig so bezeichnet, ohne von Größe bisher etwas zu zeigen, denn daß es sich um große, weltbewegende Ereignisse handelt, macht eine Zeit allein noch nicht groß. Dazu gehörte auch die sittliche Größe. Soweit wir die Literatur betrachten, und ich tats sine et ira studio, nur allein auf fastzwanzigjährige Erfahrungen gestützt, fehlt diese sittliche Größe vollständig. Als Zeitpunkt zur sittlichen Einkehr wäre aber diese umwälzende Epoche wohl recht geeignet und nicht zuletzt auf dem Gebiete der Literatur. Sollten meine Zeilen ein wenig imstande sein, das Literaturgewissen wachzurufen, wärs mir des Dankes, des Honorars, meine Herren Literaten, genug.

Numina cum videas duris obnozia fatis,  
Invidia possis exonerare Deos. (Martialis: Erigrammatum  
lib. IX.)



Oskar Maurus Fontana.

## Theaterabende.

Neues Wiener Stadttheater: Gastspiel Helene Thimig (in Strindbergs „Kronbraut“ und Wildes „Lady Windermere's Fächer“).

Burgtheater: „Fasching.“\*) Von Franz Molnar.

In dem „Traumspiel“ erklang die Melodie: „Es ist schade um die Menschen“. In der „Kronbraut“ singt der Wassermann von Zeit zu Zeit: „Ich erhoffe, ich erhoffe, daß mir ein Erlöser lebet“. Solcherart ist die Grundstimmung beider Werke. Aber während das Traumspiel am Ende einer Reihe steht, Gipfel und Erfüllung ist, danach es kein Weiter mehr gibt, so ist die Kronbraut mitten darin, ist Weg und Weiser, aber kein Ende. Im Traumspiel wird das Leid aller Kreatur, das Leid des in der Weltfeinsichtbar, in der Kronbraut offenbart sich der Schmerz, die Verzweiflung und das Heimfinden einer Menschenseele. Das Traumspiel ist ein Drama von einer Größe und Wucht und schmerzlicher Schönheit seltenster Art, die Kronbraut aber eine Elegie verlorenen Magdtums und erlittener Demut. „Glaube“ heißt es immer wieder. „Die Hoffnung hat den Glauben geboren“. Aber darüber ist noch die Liebe. Überall klingen solche Stimmen in den Strindbergdramen, die von der Damaskustrilogie über Ostern, Advent und der Kronbraut bis zum Traumspiel führen. Im Vater, in den elf Einaktern, noch im Totentanz war ein sein Ich Fordernder am Werke, in diesen Dramen aber dient einer mit der Inbrunst eines Verlorenen und fordert nur noch (aber fordert — das ist Strindbergart) die Demut. Aber den zwielichtartigen Kammerspielen, wo der Traum immer wieder den

\*) Das Buch ist im Bühnenverlag Franz Bard & Bruder in Wien erschienen. D. R.

Tag verwirrt und beunruhigt, geht es dann zu den letzten Spielen, zu der großen Landstraße, die den Ton des Traumspiels noch einmal aufnimmt, ihn aber mit einem kleinen Orchester und dumpfer im Rythmus durchführt und womit Strindbergs Lebenswerk endet. Und was zu der Melodie „Es ist schade um die Menschen“ dazu kommt, ist nur noch die Andacht vor dem Kinde. Die fehlt in der Reihe der Traumspiele, beginnt erst leise in der Gespensterfonate. Im Traumspiel selber und in der Kronbraut ist das Kind noch Fessel, Band, Verhängnis. Indras Tochter leidet die tiefste Marter, da sie an der Wiege sitzt, und Kersti, die Kronbraut, stürzt um des Kindes willen in tiefste Schuld und Pein. Und Strafe wird alles, Drohung. Es ist das Schönste an der Kronbrautdichtung, wie alles Unbelebte in ihr lebt: Die Wälder, die Mühlenräder, die Spinnrocken, die Gewässer. Und im Traumspiel stirbt der Baum, wenn unsere Wünsche sterben, und trägt Blüten, wenn wir selber blühen. Eine Tür verbürgt ein Geheimnis und Schmachsund und Heiterbucht sind Landschaften. Das enthüllte Menschenherz — immer wieder sehen wir es bei Strindberg, zu tiefst ergriffen vor soviel Menschentum und Kunst.

Von der Aufführung des Traumspiels sprach ich schon. Sie schien mir nicht selbständig genug und zu gewürzt mit Bühnenkünsten. Die der Kronbraut ist wertvoller, weil sie mehr aus Eigenem lebt. Und weil — ja weil Helene Thimig in ihr als Kersti lebt, nicht spielt. Alles was Spielen und Theater heißt, ist von dieser magdlichen Gestalt abgestreift. Ihr Lachen, ihre Sprödigkeit ihr Lieben, ihre Härte, ihr Leiden kommt tief aus einer jungen Menschenseele, um die ein ewiger Morgen zu leuchten scheint. Daneben wirkt alles Gespielte fast peinlich und aufreizend. Und mehr als genügendes Theater kann auch Jarno nicht aus seinen Schauspielern hervorholen. Nicht einmal das gab mit einer verschnupften Verlegenheit Herr Nerz als Amtmann. In Berlin spielte ihn Wegener. In Wien und bei Jarno hätte ihn Jarno selber spielen müssen.

Helene Thimig spielte auch den Wilde des „Fächers der Lady Windermere“ und das war ungefähr so, als ob unter einem Strauß der künstlichsten Blume plötzlich eine wahrhafte Lebe, der das unsagbar schmerzliche Glück des Blühens und Welkens geschenkt wäre. Eine anima candida, der dieses Schicksal, das ihr ein Mann von Welt zu tragen erlaubte, viel zu klein war. Was sie sprach, hatte nie das Beiläufige sich wohlgefällig spiegelnden Geistes, sondern die harte Prägung eines Lebens. Und wenn Oskar Wilde hier boshaft eine Lady züchtigt, deren hohes Damentum doch einmal die Haltung verliert und sehen muß, wie nahe, ja wie verwandt es der „Sünde“ ist, so war Helene Thimig unendlich weit von dieser guten Gesellschaft und ihren Komödien, war in einer Welt, wo alles Relative und alle ironischen Gänsefüßchen verschwanden und nur übrig blieb ein

Mensch, eine Frau, die um den Sinn ihres Lebens, die Reinheit und die Scham, mit der Verzweiflung der Inbrunst kämpfte. Jenes Geständnis, sie werde mit ihrem Fächer der Frau Sünde ins Gesicht schlagen, war das Schönste, weil da fast ein Heiligenschein um sie war. Und vielleicht ist ja dies das Besondere und Wundervolle ihres Wesens, wie der warme Reichtum ihrer Gefühle sich eine kühle Keuschheit bewahrt, nie ins Schwüle gerät. Sonne geht von ihr, Wind ist um sie. Das macht sie einzig, wie einen Frühjahrsorgen.

\*

Molnars „Fasching“ ist eine Überraschung. War in seinen früheren Stücken Laune, Witz und sorgsamste Theaterarbeit zu finden gewesen, so ist in diesem Spiel mehr, so ist das Urteil der auch in Kriegszeiten gutgefütterten Nüchternheit: „Verrückt“ untrüglichstes Kennzeichen, hier begeben sich etwas Dichterisches. Es begibt sich auch. Diese Entwicklung ist interessant, sie ist der umgekehrte Werdegang eines deutschen Dramatikers. Der beginnt immer mit der höchsten Literatur und endet in einer interesselosen Theaterei. Molnar brannte zuerst ein derart interessantes Theaterfeuerwerk ab, daß man ermattet abwinkte, und ist heute im Gebiet der Dichtung. Dieses Spiel wächst aus dem Theater, es hat die Sicherheit des Auftretens und ein paar rasch hingewischte Farben der Routine (meist dort, wo Geist, wo Charme gezeigt werden soll) und ist schließlich doch die Überwindung des Theaters durch Seele. Diese Frau Camilla, die da im Mittelpunkt der Komödie steht, ist mit einer solchen Innerlichkeit gesehen, ihr Schicksal mit einer solchen zärtlichen Anteilnahme gestaltet, wie es heute kaum zwei, drei in Deutschland können.

Was begibt sich? Eine Frau beginnt in einer Ballnacht plötzlich zu allen Abenteuern hin zu brennen, das Einzige im Leben einer Frau geschieht: Die große Liebe, das Vergessen des Gestern und Heute und die inbrünstige Bereitschaft für das Morgen, aus dem alles, Glück und Unglück, Vernichtung und Erhöhung kommen kann. Diese Frau, voll Verachtung für alle „befrackten Kavaliers“ und nur das Letzte fordernd, bekommt durch einen Zufall alle Macht in ihre Hände, für eine Nacht alle Macht des Daseins und ist nun bereit, mit dem, der sie liebt, den sie früher aus Verachtung einer Stundenliebe zurückgestoßen hat und der für sie zu sterben versichert, blindlings hinaus in die Nacht, in das lockende abenteuerliche Leben zu rennen. Aber sie muß in dieser atmenlosen Stunde vor der Flucht ins Unbekannte erkennen, daß auch dieser Liebhaber nicht die Liebe hat, auch nur ein befrackter Kavalier ist, zwar ein feiner Mann, aber nicht der starke dumme Mann ihrer Sehnsucht. Da wirft sie die Macht fort und geht nachhause, mit ihrem Manne müde, ausgeraubt, entblättert, den Herbststurm erwartend. Dazwischen geigt der Fasching sein verwirrendes Lied, eine ungeheure Woge von Lust und Vergessenheit geht durch die

Säle und schließt in einem Rehraus, in dem krampfhaften letzten Fiedeln der Zigeuner, in dem hohen gellenden Lachen von beim Nachhausegehen, auf der Treppe geküßten Frauen.

Dieses Ganze hat ein berauschesendes und wundervoll rasendes Tempo. Nicht einen Augenblick spürt man ein Ermatten, ein Auslassen, steil geht es hinauf und hat die Leichtigkeit, das Schwebende eines Spieles. Niemals unterstreicht es eine Bedeutung und hat die höchste Sicherheit in allem Lyrischen und Dramatischen. Es ist Molnars schönstes Spiel und gibt seiner Melodie der entschleierte Wunder (denn der Gardeoffizier ist kein Gardeoffizier, sondern ein Schauspieler — der Wolf kein Wolf, sondern ein kleiner Schreiber) Reichtum und Wahrheit unmittelbaren Lebens.

Zudem ist die Burgtheateraufführung auf einer ganz seltenen Höhe. Überall merkt man einen Regisseur, der Molnar selber gewesen sein soll. Ein jeder der Schauspieler hat ein Gesicht und Temperament bekommen und ist auf den anderen abgestimmt. Und dann die Medelsky als Frau Kamilla! Alles Mädchentum, das bisher den Reiz und die Grenze ihrer Kunst bildete, war von ihr abgefallen und sie trug das Schicksal einer Frau und hatte die Wildheit, die Herbheit, den Abenteuertrieb, die Hingabe, das Erwachen, den Schmerz und die Erstarrung einer liebenden Frau. Immer hörte man ihr Herz schlagen und ihr Blut rauschen. Sie war keine Dame (die wahrscheinlich in Berlin die Konstantin sein wird), sondern schlechtweg das Weib, die Frau. Ihre Kamilla hat die Kraft der Elemente und gehört zu dem Größten heutiger Schauspielkunst.



—d.

### „Siegfried“ in der Volkoper.

Mehr noch als „Die Walküre“ war „Siegfried“ für die Besucher der Volkoper ein Fest. Nichts von musikalischer oder dichterischer Unnahbarkeit, nichts von Länge und Langweile verspürte die begeisterte Menge, die das Haus fünf Stunden lang in froher Andacht besetzt hielt. Das Kraftvoll-Gesunde, Ugermanische gerade dieses Werkes, in dem so viel deutsche Poesie und so viel Kampfesmut und Siegeslust überquellenden Ausdruck finden, sprach ganz unmittelbar zu den Sinnen und Herzen. Diejenigen, welche einst in „Siegfried“ nur künstlerisches Unvermögen und verstockten Doktrinarismus eines unverbesserlichen Fanatikers, Rabulisten und Reklamhelden zu sehen meinten — es gab feinsühlige und ehrliche Kunststrichter, die nicht viel anderes entdecken konnten — haben längst Unrecht bekommen; aber auch die modernen Antiwagnerianer, die die 100. Wiederkehr des Geburtstages Richard Wagners damit feierten, daß sie den Zusammenbruch der Wagnerischen Richtung

und die Entzauberung der Wagnerschwärmer verkündeten, haben sich als falsche Propheten erwiesen. „Siegfried“ in der Volksoper — die Aufführung und der Jubel der Zuhörer — bekundet, daß Wagner erst jetzt wahrhaft volkstümlich wird. Nicht nur, weil das Volk, die Zuhörerschaft ihn endlich vorbehaltlos liebt und zu verstehen versucht, sondern auch, weil endlich der rechte Darstellungsstil gefunden ist, der es auch kleineren Bühnen mit bescheidenen Mitteln ermöglicht, alles Wesentliche klar zur Geltung zu bringen. Was die Volksoper diesmal geleistet hat, das war im ganzen bedeutend, im einzelnen mustergültig und jedenfalls das Höchste, was sie bisher erreichte.

Nicht mustergültig sind drei szenische Kleinigkeiten — Kleinigkeiten nicht im künstlerischen Sinne, sondern nur deshalb, weil sie leicht zu ändern wären: das Fehlen des flatternden Waldvogels im zweiten und dritten Akte, die Art, wie Erda, statt aus der Tiefe emporzusteigen, in der Höhe eines Felsen erscheint und die unglückliche Lage der Brünnhilde mit den Füßen gegen die Rampe. Nicht mustergültig ist die Besetzung zweier Rollen: der Erda und des Waldvogels. Fr. Salinger hat eine zu helle, Fr. Wagschal eine zu schwere Stimme; die ahnungsvoll dunkle „Armütterweisheit“ der Wala und das leise Zwitschern und „Schwätzen“ des Böggleins kommen klanglich nicht zum Ausdruck. Hr. Werhard ist als Wanderer in der Haltung etwas steif, im Worte zu wenig deutlich; stimmlich und gesanglich sehr zufriedenstellend. Alle übrigen Darsteller verdienen das reichste Lob. Daß der Mime des Hrn. Beer mehr spricht als singt, aber wunderbar deutlich spricht, und daß sowohl Mime als Alberich — Hr. Bandler — keine Schärfe und Drastik des Ausdruckes, selbst auf Kosten der reinen musikalischen Linie, scheuen, beeinträchtigt kaum die erquickliche, volkstümliche Wirkung dieser beiden prächtig geformten Märchengestalten. Reinsten Märchenzauber geht von der Gestalt des Siegfried aus, die sonst meist an Schwind und Richter, hier aber an Steinle und Fidus erinnert, in der prärafaelitisch herben und schlanken Anmut der Erscheinung und in der sinnvollen Naivität, in der träumerischen Jugendllichkeit des ergreifenden Spieles. Hr. Kubla ist mit dieser Rolle als Darsteller in die erste Reihe getreten. Als Sänger übertrifft er gegenwärtig alle berühmten Wagnertenöre. Nicht durch Kraft oder Glanz der Stimme, aber durch die gesangliche Schönheit und durch die Sorgfalt, mit der er jeder melodischen Phrase ihr musikalisches Recht wahr, ohne dabei jemals in ein unwagnerisches Schönsingen, in die Oper zu geraten. An Frau Lesler war dieselbe Tugend immer bewunderungswürdig. Den Geist ihrer Rolle hat sie sich vollständig zu eigen gemacht. Die erhabene Schlußzene — die Erweckung Brünnhildens durch Siegfried — war diesmal, was so selten gelingt, in der Tat der Gipfel. Daß Herr v. Manowarda den Tafner bayreuthisch-klassisch singen würde, war zu erwarten. Und alle diese mehr

oder weniger trefflichen und rühmenswürdigen Einzelleistungen wurden verbunden und getragen durch das von Hr. v. Sternich geleitete Orchester, das zwar die Leitmotive und ihre Verflechtung nicht durchwegs so sichtbar aufzeigte, wie es Wagner eigentlich verlangt, dafür aber im melodischen Ausdruck, im Vorwärtsgen, in Klangfülle und Tonschönheit mehr bot, als die Volksoper zur Kriegszeit bisher geboten hat. Die einfachen, aber malerischen, stimmungsvollen und zweckmäßigen Dekorationen und die verständige Regie des Hrn. Markowsky — an der nur die erwähnten Kleinigkeiten zu tadeln sind — vervollständigen das Gesamtbild einer theatralischen Leistung, an der man die innigste Freude haben konnte.



Louis Moninger (Salzburg).

## Auferstehung.

Als Junge stand ich einst im Dienste eines Bauern, der krank und siech manch langen Wintertag im Lehnstuhl saß. Das Alter lastete schon schwer auf seinen Schultern, und viele Leiden trug er wie ein Mann. Doch immer noch war er der Herr auf seinem Hofe. Oft plagte Neugier uns, ob gläubig sei der Alte, oder nicht. Denn weder Freund noch Priester kam, ihn zu besuchen. Doch wir erfuhren nichts. So blieb er stets für uns der Sonderling.

Ein rauher Winter ging dem Ende zu. Des Bauern Kräfte schwanden immer mehr und mehr, und kaum noch lebend traf der Frühling ihn. So kam der Oftermorgen. „Man nehme“ sprach der Alte, „Brot, Fleisch, Obst, von allem, was im Hause eßbar ist, und trage es zur Kirche! Ich bleib allein im Hause mit dem Jungen.“ Kaum waren Knechte und Mägde auf dem Weg, als seine Stimme mich berief: „Bring mir vom Sonnfeld einen Stock des jungen Kornes, damit ich sehe, was der Sommer reifen soll!“

Ich tat wie er befahl, und drückte scheu mich dann zur Seite. Ein Spiegel, der dem Greise gegenüber hing, bot mir ein Bild, das viele Jahre mir ein Rätsel blieb. Die magere Linke hielt die jungen Wurzeln, und kosend streichelte die rechte Hand das frische Grün. Dann roch er zur Erde und zur Saat, und aß drei Halme. Ein Strom von Licht umfloß das weiße Haupt, das mild und friedlich von Vergang'nem träumte. Ich lauschte manchem Worte, das er sprach, doch keines wußte ich mir klar zu deuten. Nach einer Weile hieß er mich, den Kornstock wieder auf das Feld hintragen. . . . Als ich zurückkam reichte er mir seine Hand und müde klang von seinen welken Lippen das letzte Wort: „Die Auferstehung ist vorüber!“ Und verschied.



## Bücherschau.

Marx Schippel: „England und Wir.“ Kriegsbetrachtungen eines Sozialisten. S. Fischer Verlag, Berlin 1917.

Marx Schippel gehört zu den führenden Geistern der deutschen Sozialdemokratie und zu jener Richtung, die den Krieg als eine Tatsache nimmt, und ohne ihn geliebt oder begehrt zu haben doch zum guten Ende durchführen will, zum Schutze der politischen und wirtschaftlichen Existenz des deutschen Volkes. Schippels Anschauungen über die innere Rechtfertigung Deutschlands in diesem Kriege werden als die eines repräsentativ man, von einer gewissen geschichtspolitischen Bedeutung bleiben. Der Kampf gegen England ist auch für das deutsche Arbeiterproletariat ein Kampf um die Zukunft der eigenen Ideale. England hatte wohl durch seine glänzenden demokratischen und liberalen Redensarten den ganzen freiheitlichen Teil des deutschen Volkes zu Revolten, und damit seinen eigenen nichts weniger als freiheitlichen Zwecken, der Ausbildung der Meeresdespotie, dienstbar zu machen gehofft. Die deutsche Arbeiterschaft hat aber auf den Grund dieser Ideologie geblickt und sich nicht verführen lassen. Für die deutschen Sozialisten ist die noch der Zukunft vorbehaltene internationale Freiheit und Gleichheit „dem deutschen Schwert zur Wahrung übertragen — gegen England“. Das ist Schippels Ideologie, und sie ist, merkwürdig genug, aus Marx herausgelesen. Die vorliegende Aufsatzreihe, welche die britische Brandstiftung gründlich beleuchtet, ist ursprünglich in den „Sozialistischen Monatsheften“ erschienen und bildet jetzt den 23./24. Band der trefflichen „Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte“.

e. v. z.

Dr. August Messer: „Die freideutsche Jugendbewegung“. Ihr bisheriger Verlauf und ihre Bedeutung für die Zukunft. Heft 597 von Friedrich Manns „Pädagogisches Magazin“. Verlag Hermann Beyer Söhne, Langensalza.

In den letzten Jahrzehnten machten sich in der deutschen Studentenschaft mancherlei Reformbestrebungen zur Gewinnung einer geistigen und sittlichen Erneuerung geltend. Bedeutsam wurde insbesondere die Freideutsche Jugendbewegung, die zum erstenmale die Aufmerksamkeit der großen Öffentlichkeit durch ihre Tagung auf dem Hohen Meißner bei Kassel, am 11. und 12. Oktober 1913, auf sich zog. Sie will das Selbst der Jugend entwickeln, um es dann dem Dienst der Allgemeinheit zu widmen, will allem geschraubten Wesen einfache Natürlichkeit, aller Engherzigkeit das Gefühl der Verantwortlichkeit, dem Strebertum ehrliche Überzeugung gegenüberstellen. Das Büchlein Dr. Messers gibt ein Bild von der Tagung auf dem Hohen Meißner und weist der freideutschen Bewegung die Wege in die Zukunft. „Kraft, Wille, Gemeinschaft“ sind die Aufgaben der deutschen Jugend und der deutschen Zukunft.

Hohensinner.

\*

„Donauland.“ Illustrierte Monatschrift. Verlag Josef Koller & Cie., Wien, III. Preis per Heft K 3.—, Jahresabonnement K 30.—.

Das Gröfnungsheft dieser neuen heimatischen illustrierten Monatschrift hat einen Umfang von 126 Textseiten (Quartformat) und bringt nicht viel weniger als 100 Bilder. Ein großer Stab von Mitarbeitern wurde aufgeboden, um dem Einföhrungsheft die notwendige große Note aufzuprägen. So prä-

fentiert sich also Hest 1 nicht nur äußerlich, sondern auch inhaltlich sehr empfehlend. Wir wollen indeß doch einige folgende Nummern dieses größer geplanten Verlagsunternehmens abwarten, ehe wir an seine eingehende kritische Würdigung schreiten.

\*

\*

## Büchereinlauf, 1917.

58. „Die Wehrhaftmachung der Jugend“. Von KKAbg. Otto Glöckel. Verlag des Zentral-Vereines der Wiener Lehrerschaft. 50 Heller.
59. „Wolkenüberlaggt“. Gedichte von E. W. Loß. Leipzig, Kurt Wolff. 80 Pf.
60. „Umbra vitae.“ Nachgelassene Gedichte. Von Georg Heym. Leipzig, Kurt Wolff. Mk. 3.—.
61. „Gefänge aus den drei Reichen.“ Von Franz Werfel. Leipzig, Kurt Wolff. Mk. 1.60.
62. „Selbstbegegnung.“ Gedichte. Von Max Pulver. Leipzig, Kurt Wolff. Mk. 2.50.
63. „Der Kampf um Livland.“ Von Dr. Paul Rohrbach. Deutsche Folge Nr. 11 der von Ernst Jäckel-Berlin und vom „Institut für Kulturforschung in Wien“ herausgegebenen Deutsch-österreichischen Schriftenfolge.
64. „Sozialdemokratische Völkerverpolitik.“ Von Eduard Bernstein. Leipzig, Verlag „Naturwissenschaften G. m. b. H.“ Mk. 3.60.
65. „Nach dem Weltkrieg.“ Schriften zur Neu-Orientierung der auswärtigen Politik. Hest 1: „Völkerrechtsgeist.“ Von Dr. Hugo Sinzheimer. — Hest 2: „Der Weltfriedensbund und die Wiedergeburt des Völkerrechts.“ Von Prof. Walther Schücking (Marburg). Leipzig, Verlag „Naturwissenschaften G. m. b. H.“
66. „Aus Asklepios Werkstatt.“ Von Carl Ludwig Schleich. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
67. „Drängs friedloser Schulgang.“ Roman von F. J. Warmbrunn. Prag-Emichov, Koppe-Bellmann. K 4.—
68. „Jüdisches Archiv.“ Mitteilungen des Komitees „Jüdisches Kriegsarchiv“. Sonderheft: Die Juden Lembergs unter der Russenherrschaft von Prof. S. Brenberg-Bytkowski. Lieferung 8/9 1917. Verlag von S. Löwit, Wien.
69. „Staatssozialismus oder Staatskapitalismus.“ Ein finanzsoziologischer Beitrag zur Lösung des Staatsschuldenproblems. Von Josef Goldscheid. Wien, „Anzengruber-Verlag“ (Brüder Suschitzky). Preis K 4.—.

---

## Eingefendet.

Niederösterreichische Escompte-Gesellschaft.

Die stimmberechtigten Herren Aktionäre der Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft werden hiemit zu der am 3. April 1917, um 5 Uhr abends im Gebäude der Gesellschaft, L, Am Hof Nr. 2, stattfindenden

### 64. ordentlichen General-Versammlung

eingeladen, in welcher folgende Gegenstände zur Verhandlung gelangen werden.

1. Rechenschaftsbericht und Bilanz für das Geschäftsjahr 1916.
2. Bericht des Revisionsausschusses.
3. Antrag des Verwaltungsrates auf Verwendung des Reingewinnes.
4. Wahl von Mitgliedern des Verwaltungsrates.
5. Wahl von vier Mitgliedern in den Revisionsausschuß (§ 52 der Statuten).

Die stimmberechtigten Herren Aktionäre, welche als solche drei Monate vor dem Zusammentritte der Versammlung in den Aktienbüchern der Gesellschaft eingetragen waren und an der General-Versammlung teilzunehmen beabsichtigen, werden hiemit eingeladen, ihre Aktien bei der Liquidatur der Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft zu erlegen. Die Aktien sind arithmetisch geordnet, mittels einer einfachen Konsignation einzureichen, und dem Einreicher wird hierüber eine Empfangsbefätigung erfolgt, gegen welche nach abgehaltener General-Versammlung die Aktien rückgestellt werden. Je zehn Aktien geben das Recht

auf eine Stimme. Ein Aktionär kann sein Stimmrecht in der General-Versammlung entweder persönlich oder durch einen bevollmächtigten stimmberechtigten Aktionär ausüben, doch können Handelsgesellschaften durch einen ihrer Firmaführer, Minderjährige durch ihren Vormund, Frauen durch einen eigens gewählten Bevollmächtigten, Gesellschaften durch ein dazu bevollmächtigtes Mitglied, Körperschaften, Institute durch einen ihrer Vorstände vertreten werden. Für den Fall der Bevollmächtigung ist die bezügliche Vollmacht spätestens einen Tag vor der General-Versammlung der Direktion einzuhandigen.

Wien, am 10. März 1917.  
(Nachdruck wird nicht honoriert.)

Niederösterreichische  
Escompte-Gesellschaft.

Wiener Kommerzbank.

Die erste ordentliche Generalversammlung der Aktionäre dieser neugegründeten Bank findet Samstag, 31. März  $\frac{1}{2}$  12 Uhr vormittags im Sitzungssaale des Industriehauses, I. Schwarzenbergplatz 4, statt. Tagesordnung: 1. Bericht des Verwaltungsrates über den Jahresabschluß 1916. 2. Bericht des Aufsichtsrates und Beschlußfassung über diesen Bericht. 3. Beschlußfassung über die Verwendung des Reingewinnes. 4. Antrag des Verwaltungsrates auf Erhöhung des Aktienkapitals. 5. Statutenänderungen. 6. Wahl in den Verwaltungsrat. 7. Wahl des Aufsichtsrates für das Jahr 1917.

## Fahrplan der Balkanzüge im Winterdienste 1917.

In der seit 1. Oktober v. J. geltenden Winterfahrordnung sind für die auf den Linien der k. k. österreichischen Staatsbahnen verkehrenden Balkanzüge folgende Verkehrszeiten festgesetzt:

### 1. Berlin—Wien—Konstantinopel.

Berlin=Anhalter-Bahnhof, Mittwoch und Samstag ab 7 Uhr 55 Min. früh; Dresden-Hauptbahnhof, Mittwoch und Samstag ab 10 Uhr 25 Min. vorm.; Wien=Nordbahnhof, Mittwoch und Samstag an 6 Uhr 43 Min. abends; Wien=Nordbahnhof, Mittwoch und Samstag ab 6 Uhr 57 Min. abends; Budapest-Westbahnhof, Mittwoch und Samstag an 11 Uhr 30 Min. nachts; Belgrad, Donnerstag und Sonntag an 6 Uhr 45 Min. früh; Sofia, Donnerstag und Sonntag an 8 Uhr 5 Min. abends; Konstantinopel, Freitag und Montag an 4 Uhr 22 Min. nachm.

### 2. Straßburg—München—Wien—Konstantinopel.

Straßburg-Hauptbahnhof, Mittwoch und Samstag ab 1 Uhr 25 Min. nachts; München-Hauptbahnhof, Mittwoch und Samstag ab 9 Uhr 40 Min. vorm.; Wien=Westbahnhof, Mittwoch und Samstag an 5 Uhr 45 Min. nachm.; Wien=Nordbahnhof, Mittwoch und Samstag an 6 Uhr 35 Min. abends; Fortsetzung von Wien=Nordbahnhof nach Konstantinopel wie unter 1.

### 3. Konstantinopel—Wien—Berlin.

Konstantinopel, Dienstag und Samstag ab 3 Uhr — Min. nachm.; Sofia, Mittwoch und Sonntag ab 11 Uhr 5 Min. vorm.; Belgrad, Mittwoch und Sonntag ab 10 Uhr 39 Min. abends; Budapest-Westbahnhof, Donnerstag und Montag ab 6 Uhr 50 Min. früh; Wien=Nordbahnhof, Donnerstag und Montag an 11 Uhr 24 Min. vorm.; Wien=Nordbahnhof, Donnerstag und Montag ab 11 Uhr 36 Min. vorm.; Dresden-Hauptbahnhof, Donnerstag und Montag an 7 Uhr 35 Min. abends; Berlin-Anhalter Bahnhof, Donnerstag und Montag an 10 Uhr 20 Min. abends.

### 4. Konstantinopel—Wien—München—Straßburg.

Von Konstantinopel bis Wien=Nordbahnhof wie unter 3. Wien=Nordbahnhof Donnerstag und Montag ab 11 Uhr 35 Min. vorm.; Wien=Westbahnhof Donnerstag und Montag ab 12 Uhr 25 Min. nachm.; München-Hauptbahnhof Donnerstag und Montag an 9 Uhr 15 Min. abends; Straßburg-Hauptbahnhof Freitag und Dienstag an 4 Uhr 44 Min. früh.

Nähere Auskünfte über die Benützung der Balkanzüge, Fahrpreise und Fahrkartenverkauf erteilt das Stadtbureau der österreichischen Staatsbahnen, Wien, 1. Bezirk, Kärntnerring Nr. 7.



Neuheiten bloß beim  
**Meister Lantner, Prag II.**  
 — **Schulgeigen** —

E A D G  
 Smetana à 40 h  
 Kubelik und  
 Tartini 1 K.  
 Paganini

**Wechselstube des Bankhauses**

**Schelhammer & Schattera**

**Wien, I. Stephansplatz Nr. 11.**

**Gründet 1832.**

An- und Verkauf von Wertpapieren und Valuten.  
 Promessen zu allen Ziehungen.  
 Lose auf Raten kulantest.  
 Verwahrung und Verwaltung von Wertpapieren.  
 Versicherung gegen Verlosungsverlust.  
 Revision von Losen und Wertpapieren.

**Café Semmering**

Nächst dem Süd- und Staatsbahnhof. — Elegantes Café. — Aufliegen aller in- und ausländ. Journalé. — Zeitungen im Subabonnement.

Wien, IV. Wiednergürtel und Favoritenplatz. Teleph. 2787. Theodor Girhartz, Cafetier.

Erstklass. Wiener Klavier-Marken.



„Baumbach“

V. Ramperstorffergasse 41.

„Dörr“

V. Hofmühlgasse 3.

„Heitzmann“ VI. Webgasse 3.

„I. Produktivgenossenschaft der Klaviermacher“

VI. Gumpendorferstr. 62

„Schmid & Kunz“

XIV. Pouthongasse 5.

„Schweighofer“

VII. Karl Schweighofergasse 10.

„Stenzel & Schlemmer“

Jetzt: V<sub>1</sub> Blechturm-gasse 33  
 nächst der Wiedner Hauptstr.

Telephon Nr. 7201 und Nr. 10.479.

**Flaschenbier-  
 Haupt-Niederlage**

Brauhaus

**Schwechat-St. Marx**

Wien, III. Hauptstraße Nr. 173

offeriert

**Flaschenbiere nur in  
 Brauhaus-Füllung.**

In Wien Franko-Zustellung  
 ins Haus. Provinzversand in Kisten  
 zu 25 und 50 Flaschen.

# FRANZ NEMETSCHKE & SOHN



k. u. k. Hoflieferanten  
Klavier- u. Harmonium-Etablissement  
::: **Leihanstalt** :::  
I. Bezirk, Bäckerstraße Nr. 7



## „Die Fessel“

Zentralorgan für Eherechtsreform  
Wien, IV.

Erscheint monatl. Einzelne Nummer 10 Heller.

Die Vereinskanzlei des

**Eherechtsreformvereines**

befindet sich

Wien, IV. Starhembergasse 43.

Mitgliedsbeitrag ganzjährig K 3.—

Die Mitglieder erhalten das Vereinsorgan  
„Die Fessel“ kostenlos zugesandt.

(Der Verein bezweckt die moderne Reform des  
österreichischen Ehegesetzes unter Subtilenahme aller  
gesetzlich erlaubten Mittel.)

Das Streben des Vereines ist vorzüglich darauf  
gerichtet, die Änderung, beziehungsweise Aufhebung  
jener gesetzlichen Bestimmung herbeizuführen, welche  
die Untrennbarkeit der nach katholischem Ritus ge-  
schlossenen Ehe dem Bande nach ausspricht. § 111 ABGB.)

(§ 2 der Statuten des Eherechtsreformvereines.)

Gewissenhafte Gesangsausbildung  
für Oper, Operette, Konzert und Oratorium

**Marie Franz**

Konzertsängerin

Wien, VIII. Alserstraße 69.

Musikalienhandlung und Antiquariat

**Hans Weselka**

Wien, I. Schottengasse Nr. 2.

Provinzaufträge prompt und kulant.

— Kataloge gratis und franko. —

**Herrenkleider nach Maß**

werden elegant und billig angefertigt bei

**Franz Bielohlawek**

Schneidermeister

Wien, V. Reinprechtsdorferstr. 59

(Auf Wunsch auch auf Teilzahlung.)

## Baumbach-Klaviere

WIEN, V/1,

Ramperstorffergasse 41

Begründet 1842

Klavierfabrik und Leihanstalt



## A. OSMANEK, Schönbach (Böhmen).

Diese altrenommierte Fabrikfirma liefert Musikinstrumente und quintenreine,  
präparierte, haltbare Saiten aller Art (auch echt italienische) zu billigsten Preisen.

**Kauf, Verkauf und Umtausch alter Meisterinstrumente.**

Illustrierte Preislisten (Neuestes illustriertes Handbuch  
der Instrumentenkunde) auf Verlangen gratis und franko.

## Südbahn-Hotel SEMMERING

1000 Meter über dem Meere.

2 Stunden von Wien. — 1000 Meter Seehöhe. — Hotel  
ersten Ranges. — 300 Zimmer. — Das ganze Jahr offen.  
— Völlig windgeschützte Lage. — Herrliches Alpen-  
panorama. — **Erstklassiges Restaurant.** — **Neues  
Café** mit aussichtsreichen Terrassen. — Treffliches  
Terrain für alle Arten von Sommer- und Wintersport.  
**Eigene Wintersportanlagen.**

1817

HUNDERTJÄHRIGER BESTAND  
Gegründet 1817 von **Daniel Dörr**

1917

# DÖRR-KLAVIERE

**CARL DÖRR**  
K. u. k. Hof- u. Kammerklaviermacher  
Wien VI, Hofmühlgasse 3Ben Tibers **Spollo** Variété-  
Theater**6 Uhr:** Beginn des Variété-Telles.**6:30** Rudolf Schilckraut  
in „König Menelaus“.**7:20** Mizzi Zwerenz, Fritz Werner,  
Oskar Sachs in **Graf Toni**Singspiel in 2 Bildern von Rud. Oesterreicher.  
Musik von Edmund Eysler.

## „Café Rüdigerhof“

Wien, V. Hamburgerstr. 20. Telefon 172.

Feines und angenehmstes Familien-Café im Be-  
zirk. Durchwegs elektrisch ventilirt. Schönste  
Sommerterrasse. 3 Selfert-Billards amerikani-  
schen Systems.Separierte Lese-, Billard- und Spielsalons.  
In- und Ausländer-Journale sowie Kunst-, Zeit-  
und Fachblätter liegen auf.**Gegründet 1882**

Erste Österreichische Allgemeine

**Unfall-**  
Versicherungs-GesellschaftWien, I. Bezirk, Bauernmarkt 3  
(Brandstätte 7).

Telephon Nr. 19950, 22194 und 15467

Haftpflicht-, Unfall-, Einbruch-  
diebstahl-, Kautions-, Wasser-  
leitungsschaden-Versicherung.Bisher bezahlte Entschädigungen: **K 39.000.000.**Gewährleistungsfond **Über K 39.000.000.**Kammer-Lieferant Sr. k. u. k.  
Hoheit des Herrn Erberzogs  
Eugen von Oesterreich.**Anton Dehmal**<sup>s</sup>  
NachfolgerMusik-Instrumenten-erzeuger und  
beideter Schätzmeister**WIEN, VII. Breitgasse 1.**Großes Lager von sämtlichen  
Blech-, Holz-, Blas- und Streich-  
Instrumenten, Saiten und sämt-  
lichen Bestandteilen.Gegründet  
1882.

Instrumenten - Leihanstalt.

Gegründet 1850.

Telephon 19866.

**JOHANN GUGL'S**  
Erstes öst. Klavier-Etablissement

Hauptgeschäft:

**WIEN**  
I. Hoher Markt Nr. 9

Filiale:

Baden, Kaiser Franz  
Josefstraße Nr. 11empfiehlt seine vorzüglichen, nur erstklassigen  
Instrumente, als Mignonflügel, Planinos und  
Harmoniums, neu und überspielt, sowohl zum  
Ankauf als auch zur mietweisen Benützung.

## „Café Klagenfurt“

Bürgerliches CAFÉ

**WIEN IV/2, Favoritenplatz**Ecke der Starhemberggasse  
Auflegen von in- und ausländischen Zeitungen  
sowie Kunstzeitschriften und Fachblättern